52. JAHRGANG, JULI – DEZEMBER 2018

Übersetzen
2/2018

Reflexionen
Männer sind die besseren Übersetzer 1
Zur Revision des Wollschläger-Ulysses 2
Georgisch-Deutsch-Tandem 3

Würdigungen
Preis der Leipziger Buchmesse an
Sabine Stöhr und Juri Durkot 4
Voß-Preis an Wolfgang Schlüter 4
Europäischer Übersetzerpreis
an Michael Walter 5
Braem-Preis an Olaf Kühl 6

Veranstaltungen
Sichtbarer werden 7
ViceVersa-Werkstatt Deutsch-Polnisch 8

Porträts
40 Jahre EÜK Straelen 9
30 Jahre Literaturübersetzen in Düsseldorf 10

Über den Tellerrand
Jenseits von Folklore und Deichromantik 11
Social Translating 12

Berufskunde
Einmal Chick-Lit, immer Chick-Lit? 13

Rezensionen
Rainer Kohlmayer: Deutsche Sprachkomik 14
Kreativität und Hermeneutik
in der Translation 14

Nachrufe
Annette Lallemand (1938-2018) 15
Maria Csóllany (1932-2018) 16
Fritz Mierau (1934-2018) 16
Christa Mitscha-Märheim (1932-2018) 16

Männer sind die besseren Übersetzer

Svenja Becker denkt über verliehene Preise nach

Seit drei Jahren bin ich Schatzmeisterin des Freundeskreises zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e. V. und bekleide damit eines der schönsten Ehrenämter, die unsere Zunft zu bieten hat. Der Freundeskreis ist ein gemeinnütziger Verein mit Sitz in Stuttgart, der seit den 1960er Jahren Geld für die Literaturübersetzerschaft auftreibt, quasi die Mutter aller Übersetzerförderinstitutionen. Inzwischen vergeben wir aus Mitteln des Landes Baden-Württemberg jährlich Arbeitsstipendien in Höhe von 25.000 Euro und alle zwei Jahre den mit 12.000 Euro dotierten Christoph-Martin-Wieland-Preis. Mit diesem im Wechsel vergibt der Freundeskreis den Helmut-M.-Braem-Preis, der ebenfalls mit 12.000 Euro dotiert ist und sich vollständig aus Spenden von Privatpersonen und Verlagen finanziert. Als Schatzmeisterin darf ich das Preisgeld überweisen – was für ein Vergnügen! Wann hat man schon sonst im Leben Gelegenheit, 12.000 Euro zu verschenken?

Alle Preise gingen an Männer

Letztes Jahr haben wir unser Faltblatt überarbeitet. Darin sind für jeden der großen Preise die Preisträger der letzten drei Vergabejahre aufgelistet. Ich muss das an dieser Stelle nicht gendern: Es sind ausschließlich Männer gewesen. Sogar nicht nur in den letzten sechs, in den letzten acht Jahren gingen die vom Freundeskreis vergebenen Preise alle an Männer. Das gibt mir zu denken. Wir vom Freundeskreis machen eigentlich vieles richtig. Unsere routinemäßig wechselnden Jurys sind mit klugen Männern und Frauen besetzt, in der Mehrzahl mit Kolleginnen und Kollegen. Wer sich die Liste unserer Preisträger ansieht, findet dort ausschließlich Menschen, die den Preis verdient haben. Ich kann hier keine Schuldigen erkennen. Ein merkwürdiges Gefühl beschleicht mich gleichwohl, denn wenn unsere Jurys allein nach der Maßgabe entscheiden, aus den Einreichungen die beste zu küren, und im Ergebnis acht Jahre in Folge Männer gekürt werden, heißt das dann nicht, dass Männer im Schnitt besser übersetzen als Frauen? Der Blick in die langfristige Statistik beruhigt mich in dieser Hinsicht zumindest etwas: Von einundzwanzig Braem-Preisen gingen zehn an Frauen, von zwanzig Wieland-Preisen acht. Das ist in beiden Fällen nicht die Hälfte, aber doch annähernd. Die Hälfte? Bei der letzten Honorarumfrage des VdÜ gaben 73% der Befragten ihr Geschlecht mit weiblich an, 14% mit männlich, 13% wollten sich nicht dazu äußern. Gehen wir der Einfachheit halber davon aus, dass mindestens drei Viertel aller Menschen, die hierzulande Literatur übersetzen, weiblich sind. Dann sollten sie, wenn sie auf demselben Niveau wie ihre männlichen Kollegen übersetzten, doch langfristig auch drei Viertel aller Preise einheimsen, oder?

Ohne Bewerbung kein Preis

Um einen der Freundeskreispreise zu bekommen, muss man sich allerdings darum bewerben – Eigenbewerbungen sind ebenso wie Vorschläge von Verlagen oder Dritten möglich. Unser statistisches Material über die eingegangenen Bewerbungen ist leider dünn, nach Geschlecht auswerten konnten wir von den bisher vergebenen Wieland-Preisen nur neun, von den Braem-Preisen sechs. Auffällig scheint mir, dass in keinem Fall drei Viertel der Bewerbungen von Frauen stammten. Frauen bewerben sich also unterproportional um die Preise. Woran liegt das?

Zwei höchst spekulative Thesen:

1. Männer sind in den Bereichen, in denen „preiswürdige" Literatur übersetzt wird, überrepräsentiert. Sie bleiben seltener auf dem serienmäßigen Übersetzen von schlecht bezahlten Taschenbüchern hängen, sie wollen literarisch was reißen. Frauen schätzen (teils familienbedingt) die flexiblen Arbeitszeiten und sind dafür auch bereit, bei der literarischen Qualität Abstriche zu machen. Außerdem glauben sie, wenn sie lange genug Berufserfahrung im Unterhaltungsbereich gesammelt haben, bietet man ihnen irgendwann die literarischen Titel an.
2. Männer sind von den eigenen Fähigkeiten überzeugter. Obacht, sehr dünnes Eis, schon klar. Trotzdem, wenn ich im Geiste die von übersetzerischem Selbstbewusstsein strotzenden Kolleginnen und Kollegen durchgehe, dann sind die Männer da deutlich in der Überzahl. Und sie wirken auch nicht so befremdlich. Mir ist in den zwanzig Jahren, die ich jetzt übersetze, nur einmal eine Frau begegnet, die lauthals verkündet hat, was für eine großartige Übersetzerin sie ist. Mich hat das damals irgendwie peinlich berührt, obwohl sie recht hatte: Sie war eine großartige Übersetzerin. Bei Männern finde ich solche Auftritte manchmal ungerechtfertigt oder amüsant, peinlich dagegen nie.

Ich messe also mit zweierlei Maß und wüsste nicht, was mich zu der Hoffnung verleiten sollte, dass andere das nicht tun. Was mich zurückführt zu unseren Juryentscheidungen: Wenn die übersetzerischen Fähigkeiten nichts mit dem Geschlecht zu tun haben und acht Jahre in Folge Männer den Preis bekommen, werden die Männer dann bevorzugt? Völlig abwegig scheint mir der Gedanke, das könnte bewusst geschehen. Vielleicht unbewusst? Das Unbewusste ist halt dummerweise unbewusst. Darüber zu spekulieren geht mir zu weit. Außerdem ist die Stichprobe viel zu klein. Es könnte einfach Zufall sein. Wer schon mal Mensch-ärgere-dich-nicht gespielt hat, weiß, dass auch beim Würfeln Serien vorkommen. Die Wahrscheinlichkeit, achtmal hintereinander eine gerade Zahl zu würfeln, liegt bei 1:256. Aber es kommt vor. Wer schon mal Mensch-ärgere-dich-nicht gespielt hat, kennt die Erleichterung, wenn so eine Serie reißt.

a Svenja Becker übersetzt Literatur aus dem Spanischen, darunter mit Isabel Allende eine Autorin, deren Bücher als »Frauenliteratur« par excellence gelten. Sie mag daneben Texte, bei denen das Geschlecht von Schreibenden und Figuren eine untergeordnete Rolle spielt, und leitet zusammen mit Jürgen Dormagen das DÜF-Seminar »Zur Seite gesprungen«, an dem immer überproportional viele Frauen teilnehmen.

Des Klassikers neue Kleider

Zehn Jahre lang wurde an einer Revision von Hans Wollschlägers *Ulysses*-Übersetzung gearbeitet – und nun darf sie nicht erscheinen. *Übersetzen* hat den *James-Joyce*-Experten Fritz Senn um seine Meinung gebeten.

Gabriele Gordon, Hans Wollschlägers literarische Erbin, hat sich mit dem Recht auf ihrer Seite gegen die Veröffentlichung eines revidierten *Ulysses* behauptet. In ihrem Blog bringt sie ihre Einwände auf den Punkt: Wollschläger wäre auf die Besserwissereien von Anglisten und Philologen, die keine Ahnung von Kunst haben, niemals eingegangen. Seine Übersetzung, das „Kunstwerk", sei durch Harald Beck und andere zerstört worden.

Einige Einwände treffen zu: Wollschläger hätte sich die massiven Änderungen bestimmt nicht gefallen lassen und die weitaus meisten empört von sich gewiesen, ganz wie nun auch seine Gemeinde, die jeglichen Eingriff für ein Sakrileg hält. Vielen Stellen wäre der Wollschläger-Schwung weggenommen worden, ein Schwung, der sich allerdings gelegentlich freimütig verselbstständigte.

Wollschläger, genialer Einzelgänger

Ich muss hier gleich gestehen, dass ich mit dem Herausgeber Klaus Reichert an Wollschlägers Erstfassung als Koordinator und Innenlektor beteiligt war. Wir waren die pedantischen uninspirierten Zulieferer und damit eingebaute Hemmschuhe. Was also am damaligen *Ulysses* nicht geglückt ist, liegt auch mir zur Last. Nur war Wollschläger, genialer Einzelgänger, Ratschlägen nicht sonderlich zugetan und konnte sich über Berichtigungen souverän hinwegsetzen. In den vielen Zweifelsfällen lag die Entscheidung selbstverständlich bei ihm.

Ich weiß noch sehr genau, wie unbehaglich Reichert und ich den Rezensionen entgegensahen, als 1976 der neue *Ulysses* die Literaturszene großspurig betrat, und wie erstaunt wir waren, dass die Übersetzung praktisch über Nacht – ohne Zeit zu einem gründlichen Vergleich – fast einhellig in den Olymp gelobt wurde. Der Wind hätte sich durchaus auch anders drehen können.

Wir selber hatten den Eindruck, dass Wollschläger im Englischen nicht ganz sattelfest war. Es gelang uns nicht, ihn etwa von seiner Auffassung eines Ben-Jonson-Zitats abzubringen — „though I admire him [Shakespeare], as old Ben did, this side idolatry" (etwa „bis an die Grenze zur Idolatrie, nicht darüber hinaus") abzubringen: „… obschon ich ihn bewundere, wie der alte Ben es tat, was hierzulande Götzendienst ist."

In den Niederungen der Sprache weniger zuhause

Literarische Perioden gelangen ihm oft hervorragend, in den Niederungen der Sprache war er weniger zuhause. Er selber konnte aus dem Stegreif druckfertige Sätze sprechen, doch der eher alltägliche Leopold Bloom denkt nicht in grammatisch strukturieren Sätzen. Dessen spontane Einfälle werden bei Wollschläger oft zu distanzierten Überlegungen mit ordnenden Satzzeichen. Ich erinnere mich, dass wir den knappsten Gebrauch von Interpunktion vergeblich durchsetzen wollten.

Der innere Monolog weiß nicht, was unmittelbar nachher kommt, er ist Assoziationen ausgesetzt. Bloom erinnert sich, wie er nahe bei seiner späteren Frau stand: „I turned her music. Full voice of perfume of what perfume does your lilactrees" — typischerweise kein sinnvoller Satz, sondern stoßweise unkoordinierte Erinnerungen: Die volle Stimme leitet über zum Parfüm, was eine Frage aus einem Brief aufruft („what kind of perfume does your wife use?"), dann geht es ohne Überleitung zurück zur ehemaligen Begegnung, neben einem Fliederstrauch; „lilac" ist wiederholte, köstliche Erinnerung. Daraus wird, sauber aufgeteilt: „Volle Stimme, voll vom Duft von, was für ein Parfüm benutzt Deine, Flieder." Die Kommas dienen der Verdeutlichung und verändern zudem Tempo und Melodie. Es fragt sich überhaupt, ob im inneren Monolog übersichtliche Satzzeichen vorkommen können.

mister honey, it's queer and sick we were

Eine Bloomsche Verknappung „Yet too much happy bores" wird zu einem untadligen Satz: „Doch zu viel Glück macht Langeweile", worin sich glücklich sein in Richtung Glück haben verschiebt. Polizisten, denkt Bloom, sind „Nasty customers to

So viele waren wir noch nie: Leider konnten diesmal bei weitem nicht alle in Wolfenbüttel dabei sein, die gern dort gewesen wären – die Jahrestagung war innerhalb weniger Stunden ausgebucht. Im Heft finden sich weitere Impressionen.

Foto © Ebba D. Drolshagen

tackle"; von Wollschläger ausgedehnt können sie „... sehr unangenehm werden, wenn man ihnen auf die Füße tritt." Typisch sind Füllwörter und erklärende Kommas: „Can't blame them after all with the job they have especially the young hornies": „Kann man ihnen nichtmal zum Vorwurf machen schließlich, bei dem Job, den sie haben, besonders die jungen Spunte bei ihnen", wobei „hornies" Polizisten sind, nicht Jünglinge.

Für den häufigen anglo-irischen Einschlag sind keine Entsprechungen zur Hand. „It's what I'm telling you, mister honey, it's queer and sick we were, Haines and myself, the time himself brought it in" lässt mühelos die Kunstsprache von J. W. Synge erkennen. Wollschläger behilft sich mit keckem Berlinerisch: „Also wat saar ick dir, Männeken, wa ham uns schon janz dumm un dämlich jesessen, der Haines un icke, wie det Kerlchen da uff eemal det Ding reinflattern läßt". Brillant vielleicht, und auf seine Art beeindruckend vorgetragen, nur verschiebt sich der Ton von einer irischen Landschaft zum Slang einer Großstadt.

Alles Angeführte mag sich durchaus eingängig anhören und ist eher Ermessensfrage als „falsch". Nach vierzig Jahren ist es immerhin nicht abwegig, sich neuere Fassungen vorzustellen. Manche Leserinnen könnten einen echteren Joyce einem ihm überlegenen Wollschläger durchaus vorziehen. Mein Wunsch bleibt, dass kritische Übersetzer die Wollschläger-Fassung einmal gründlich prüfen und beurteilen.

a Fritz Senn war Koordinator der Frankfurter **James-Joyce-Ausgabe** und führte lange Zeit Workshops des VdÜ durch. Er steht seit der Gründung 1985 der Forschungsbibliothek Zürcher **James-Joyce-Stiftung** vor.

Georgisch-Deutsch-**Tandem**

2018 ist Georgien Gastland der Frankfurter Buchmesse. Auf Einladung des georgischen Book Center fand im Januar 2016 in Tbilissi eine Begegnung zwischen ÜbersetzerInnen mit Deutsch als Zielsprache mit ihren aus dem Deutschen übersetzenden georgischen Kolleginnen statt. Daraus entstand die gemeinsame Arbeit von Nino Osepashvili und Eva Profousová an der Übersetzung von Ekaterine Togonidzes Roman *Asynchrony*. Im Sommer 2018 interviewte Claudia Dathe das Tandem im Übersetzerhaus Looren.

Wie würdet ihr kurz den Roman von Ekaterine Togonidze beschreiben?
Eva: Das Buch – auf Deutsch unter dem Titel *Einsame Schwestern* erschienen – ist ein Roman wechselnder Perspektiven, denn er besteht aus Tagebucheintragungen von zwei Schwestern, siamesischen Zwillingen, und einer Rahmenhandlung. Für die Tagebücher ist eine lebhafte, mündlich gefärbte Sprache charakteristisch (wobei jede Schwester ihre eigene Art hat, die Welt zu sehen), der Rahmenhandlung ist ein eher nüchterner Erzählerton vorbehalten. Außerdem gibt es im Roman etwa ein Dutzend Gedichte aus der Feder einer der Schwestern. Also ein Buch, bei dessen Übersetzung man sich schon ein Konzept überlegen muss.

Wie sahen denn eure konkreten Arbeitsabläufe aus?
Eva: Am Anfang war es sehr spannend: Zunächst musste Nino das Buch lesen und es mir erzählen, damit ich mir überhaupt ein Bild machen konnte, denn ich kann ihre wunderschöne Sprache nicht einmal entziffern. Im nächsten Schritt hat sie an die 30 Seiten übersetzt. Von Ninos bewusst wortwörtlicher Übersetzung ausgehend habe ich nach meinem Eindruck vom Duktus der Autorin eine ziemlich freie Version angefertigt und sie mit Nino im Sommer 2016 besprochen, als sie eine Stippvisite in Hamburg gemacht hat. Wir haben lange über das Buch geredet, über die Figuren und darüber, wie sie sprechen, bzw. über den Ton, in dem die sie betreffenden Passagen gehalten werden müssen. Dann habe ich Nino meine deutsche Fassung vorgelesen, sie hat sie mit dem georgischen Original verglichen, und anhand ihrer Kritik haben wir eine verbindliche Version erarbeitet. Die dort getroffenen Entscheidungen dienten mir später als Leitlinie für die restlichen ca. 150 Seiten.

Nino Osepashvili (l.) und Eva Profousová Foto privat

Was gehört für dich, Nino, zu einer guten Rohübersetzung dazu?
Nino: Sie sollte meiner Meinung nach möglichst viel vom Original beibehalten. Sobald ein Wortspiel auftauchte oder ich das Gefühl hatte, irgendeine Passage, ein Satz oder Wort könnten missverstanden werden, bedürften einer Erläuterung, hätten eine Hintergrundbedeutung, wären eine Anspielung oder dergleichen, vermerkte ich das in einem Kommentar.

Wie läuft der nächste Bearbeitungsschritt ab?
Nino: Ich habe Evas Übersetzung gelesen, mit kritischem Blick mit dem Original verglichen und Abweichungen kommentiert, aber nicht unbedingt Satz für Satz, sondern Sinn für Sinn, Stil für Stil, sozusagen.

Wie hast du, Eva, dir einen Eindruck vom Klang und von der Logik der georgischen Sprache verschafft?
Eva: Das war an unserem Projekt das schwierigste: Über Satzbau, Thema-Rhema, sprachliche Figuren, Redewendungen konnte ich mich nur bei Nino informieren, mein Versuch, Georgisch zu lernen, war gleich am Alphabet gescheitert. Am schwersten ist uns die Übertragung der im Roman vorhandenen Lyrik gefallen: Schon die Bilder zu entschlüsseln und deutsche Äquivalente zu finden war nicht immer einfach, dazu kamen der Rhythmus, in einigen Gedichten auch der Reim – und eine Reihe Wortspiele. Diese Hürde haben wir während eines gemeinsamen Wochenendes in Karlsruhe in Angriff genommen, wo Nino seit 2017 an ihrer Doktorarbeit schreibt.

Spürt man beim Übersetzen, dass man mit dem Land und mit der Kultur viel weniger vertraut ist als bei Sprachen, aus denen man aktiv übersetzt?
Eva: Jein. Natürlich spürt man, dass man sich auf einem fremden Terrain bewegt, aber man ist auf der anderen Seite auch bei den „eigenen" Sprachen gewöhnt, nach Äquivalenten für die dem Deutschen fremden Bräuche, Speisen oder sonstige Realien zu suchen. Und da ich Nino fragen konnte, musste ich nicht lange im Dunkeln tappen.
Nino: Genau. Im Text kamen natürlich Realien vor wie Neujahrstraditionen, Wohngegenden, Alltagsbräuche etc. Da gab es dann auch die längsten Kommentare.

Euer Buch ist bereits im Frühjahr erschienen: Ist für die Buchmesse eine gemeinsame Veranstaltung geplant?
Nino: Wir werden beide in Frankfurt sein und Georgien als Gastland miterleben. Das georgische Buchzentrum, das unsere Arbeit unterstützt hat, arbeitet im Moment noch an Einzelheiten der Veranstaltungen im Rahmen der Buchmesse.

a Nino Osepashvili übersetzt deutsche Literatur ins Georgische (Michael Kumpfmüller, Herta Müller, Max Frisch).
a Eva Profousová übersetzt seit etwa zwanzig Jahren tschechische Literatur ins Deutsche (Jáchym Topol, Radka Denemarková, Jaroslav Rudiš).
\+ Claudia Dathe ist Slawistin an der Universität Tübingen und Beirätin der Zeitschrift **Übersetzen**.

Preis der Leipziger Buchmesse an Sabine Stöhr und Juri Durkot

Am 15. März 2018 wurde das Übersetzerduo Sabine Stöhr und Juri Durkot für ihre Übersetzung des Romans *Internat* von Serhij Zhadan mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet. Die Begründung der Jury lautet:

Es ist Winter, ein Winter mit Schnee, der „blau-rosa" aussieht, einem Abendhimmel, der „aus tiefen Poren dunkelt", während über der Bahnstation ein „feuchter Signalton" hängt und die Sonne untergeht und nichts als Kälte herrscht. Kälte und Kampfhandlungen, denn der von Sabine Stöhr und Juri Durkot

ÜBER DIE AUSZEICHNUNG

Preis der Leipziger Buchmesse, Kategorie Übersetzung
Neben den Kategorien Belletristik und Sachbuch bzw. Essayistik wird der Preis der Leipziger Buchmesse jedes Jahr auch für eine herausragende neue Übersetzung verliehen. Jede der drei Sparten ist mit 15.000€ dotiert. Der Preis wird von der Leipziger Messe mit Unterstützung der Stadt Leipzig und des Freistaates Sachsen in Zusammenarbeit mit dem Literarischen Colloquium in Berlin von einer siebenköpfigen Jury verliehen.

so prägnant und packend aus dem Ukrainischen übersetzte und im Deutschen einfühlsam ausgelotete Roman *Internat* erzählt von einem fast vergessenen Krieg. Dem Krieg im äußersten Osten der Ukraine. Dass Zhadans großartiger Roman auch in der Übersetzung eine enorme Wucht entwickelt, liegt nicht nur am Sujet und der eigentümlichen, hyperwachen Stimmung, sondern auch an den kaskadenartigen Satzketten, die im Deutschen einen drängenden Erzählrhythmus erzeugen, und an der Sprache. In Sabine Stöhrs und Juri Durkots Übertragung entfalten die dichten Beschreibungen eine große Kraft. Lebendiger als in diesem Roman kann man vom Krieg nicht erzählen, lebendiger kann eine Übersetzung nicht sein. Sabine Stöhrs und Juri Durkots Schattierungen der Düsternis sind von großer Schönheit.

Juri Durkot Fotos privat Sabine Stöhr

\+ Die Übersetzerin Sabine Stöhr, Jahrgang 1968, und der Übersetzer, Publizist, Journalist und Produzent Juri Durkot, 1965 in Lwiw (Ukraine) geboren, übertrugen gemeinsam mehrere Werke von Serhij Zhadan ins Deutsche. Zusammen mit dem ukrainischen Autor erhielten sie 2014 den Brücke Berlin Literatur- und Übersetzerpreis für den Roman **Die Erfindung des Jazz** im Donbass.

Voß-Preis an Wolfgang Schlüter

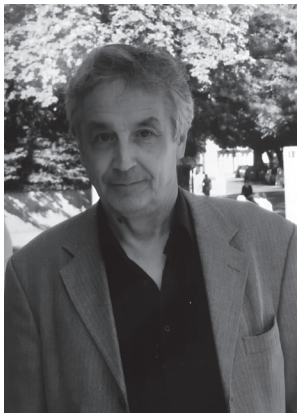
Iso Camartin würdigte bei der Verleihung in Darmstadt während der Frühjahrstagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vom 26. bis 28. April 2018 insbesondere Wolfgang Schlüters Neuübersetzung des Romans *Wuthering Heights* von Emily Brontë. Im folgenden Ausschnitt seiner Rede beschreibt der Laudator sein dramatisches und lyrisches Werk:

„Durchdringend Denken muss nach Scharfsinn schürfen / und für die Zukunft planen mit Gerissenheit" – so übersetzt Schlüter Marlowes zwei Zeilen aus *The Jew of Malta*. Im Original lauten diese: „A reaching thought will search his deepest wits, / And cast with cunning for the time to come." Durchdringendes Denken, Scharfsinn, ja Gerissenheit – das ist es offenbar, was nicht nur den erfolgreichen Handelsmann des 16. Jahrhunderts auszeichnet, sondern ebenso die kühnsten Aben-

teurer unter den Übersetzern von heute. Was ein Übersetzer zu bedenken hat, ist viel, wenn er sich die Frage stellt: Wer spricht hier zu wem, und: wie tut er dies? Haben wir einen Theater-Text aus dem 16. Jahrhundert – also der Spätrenaissance –, wird die Lösung anders ausfallen, als wenn es sich um einen Roman aus der Mitte des 19. Jahrhunderts handelt. Wie sprach die Dienerschaft der Shakespeare-Zeit? Wohl mit regionalen und dialektalen Einfärbungen, die für die Unterschicht typisch sind? Wie rettet man sozial differenzierte sprachliche Redeweisen von damals für die Theaterbesucher und für die Leser von heute? Setzt man auf fließende Eleganz und sprachliche Geschmeidigkeit? Oder doch eher auf überraschende Abweichungen vom vertrauten Sprachgebrauch, ohne vor Stilbrüchen zurückzuschrecken.

Der Übersetzer gibt den Ton an

Der Übersetzer ist bei einem Theaterstück der erste Regisseur und Inszenator. Er gibt für die Ohren der Zuschauer den Ton an und entscheidet, ob sie sich in der Vergangenheit oder in der Gegenwart befinden. Er entscheidet, wieviel Eleganz und Verspieltheit, wieviel Verwunderung und Schockpotential, welche Manierismen und welche Modernismen er den präzise ausgehorchten Original-Figuren in den Mund legt. Schlüter sagt an einer Stelle, Übersetzen sei eine physiognomische Unternehmung. Die Figuren erhalten im dramatischen Verlauf erst ihr Sprachgesicht. Wie ein Bettelmönch, ein Söldner, eine Magd des 16. Jahrhunderts heute zu uns sprechen soll, ist im Original nicht mit Eindeutigkeit festgeschrieben. Kann dies gar nicht sein. Hier nun ist der Genius des Übersetzers gefordert, der für historische Rüpelhaftigkeit, Unbeholfenheit, Treuherzigkeit, Naivität und Anpassungsschlauheit jene Sprache der Gegenwart finden muss, die bei uns Lesern den Anreiz der Faszination so gut wie jenen der subkutanen Irritation auslöst. Wenn man die Marlowe-Stücke in Schlüters Übersetzungen liest, darf man wirklich sagen, dass ihm in der sprachlichen Typisierung dieser historischen Figuren grandiose Aktualisierungs-Kunststücke gelungen sind.



Wolfgang Schlüter Foto privat

a Iso Camartin ist ein Schweizer Publizist und Kulturwissenschaftler.
\+ Die hier in Ausschnitten wiedergegebene Laudatio erschien ursprünglich unter www.deutscheakademie.de und ist zusammen mit Schlüters Dankesrede ungekürzt nachzulesen unter:
-> zsue.de/beitraege/voss-preis-wolfgang-schlueter

ÜBER DIE AUSZEICHNUNG

Der **Johann-Heinrich-Voß-Preis** wird seit 1958 von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung „für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Übersetzung" verliehen. Vor allem werden Übersetzungen literarischer Werke in die deutsche Sprache ausgezeichnet. Der Preis wird jährlich während der Frühjahrstagung der Deutschen Akademie vergeben. Seit 2002 beträgt die Dotation 15.000 Euro.

Europäischer Übersetzerpreis an Michael Walter

Heinrich Detering geht in seiner Laudatio davon aus, dass die meisten Menschen einem Irrtum unterliegen, wenn sie glauben, Englisch zu können, nur weil es lingua franca ist. Deswegen bestehe die Kunst von Michael Walter vor allem darin, Literatur in dieser Sprache erst einmal wieder als etwas Fremdes, zu Entdeckendes zu markieren. Hier ein Ausschnitt aus Deterings am 6. Mai 2018 in Offenburg gehaltener Rede:

Die übersetzerische Leistung Michael Walters liegt in der bewundernswert geschmeidigen, immer wieder variierten Kunst, die Nuancen der stilistischen Welten auszukosten, die schon mit den Namen der von ihm übersetzten Autoren angedeutet sind: Henry James' *The Ambassadors* und Melvilles *Bartleby the Scrivener*, Julian Barnes' *Flaubert's Parrot* und Orwells *Animal Farm*, die wortwitzigen Salonkomödien Neil Simons und das expressionistische Pathos der Dramen von Eugene O'Neill, Lawrence Sternes *Tristram Shandy* (diesen unergründlichen Vater aller selbstreflexiv-ironischen Romankunst, dem erst Michael Walter das wie angegossen passende deutsche Sprachgewand maßgeschneidert hat) und Lewis Carrolls philosophische Kindergeschichten von – nein, nicht *Alice*, sondern *Sylvie and Bruno*, Virginia Woolf und Robert Louis Stevenson, Gibbons' Geschichte von *Decline and Fall of the Roman Empire* in ihrer monumentalen, vielbändigen Vollständigkeit; und ich bin mit der Liste noch nicht am Ende. Jede dieser Übersetzungen ist ein Kunstwerk eigenen Rechts und Ranges, weil jede ein Kunstwerk in der deutschen Sprache neu erschafft – ein Kunstwerk, das jedes Mal seine eigene soziale und kulturelle Welt mit sich trägt.

Übersetzer trauen sich das Unmögliche zu

Für literarische Übersetzer, scheint es, können die Einsichten der Sprachphilosophie entmutigend wirken. Wenn Humboldt recht hat mit dem Satz, jede Sprache enthalte ihre eigentümliche Weltansicht, und wenn Wittgenstein bemerkt, die Grenzen meiner Sprache seien die Grenzen meiner Welt – dann sind Übersetzer Leute, die sich zutrauen, das Unmögliche zu tun. Wer sprachliche Kunstwerke übersetzt, glaubt daran, dass nicht nur die Wörter und Sätze, sondern mit ihnen auch die in ihnen enthaltene Ansicht der Welt so verwandelt werden können, dass Fremde sie zu verstehen vermögen wie ihre eigene.

Humboldts Hauslehrer, der Diplomat, Aufklärungs-Schriftsteller und (notabene) Übersetzer Christian Wilhelm Dohm, hat in einem lange vergessenen Aufsatz „Toleranz“ als die Fähigkeit bestimmt, „aus dem eigenen Standpunkte herauszugehen, ohne das für wahr Erkannte aufzugeben“.

Die Welt von einem Ort aus sehen, an dem man gar nicht steht

Die Welt von einem Ort aus zu sehen, an dem man gar nicht steht: Diese Fähigkeit ist nirgends so wichtig wie dort, wo man sie trügerischerweise schon zu besitzen meinte. Wo sich also die Gewissheit breitgemacht hat, man verstehe das Englische

V.l.n.r.: Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg Edith Schreiner, Michael Walter, Förderpreisträger Thomas Mohr Foto © Braxart

doch schon seit der Schulzeit, da muss ein Übersetzer die doppelte Kunst beherrschen, die Texte erst in ihrer Ferne und Fremdheit erkennbar zu machen, um sie danach in der deutschen Sprache heimisch werden zu lassen. Wer Michael Walters Arbeiten liest, lernt darum nicht nur die übersetzten Werke neu kennen, sondern findet sich wieder in neuen Welten.

a Heinrich Detering ist Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Lyriker und war von 2011 bis 2017 Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.
\+ Ausschnitt aus der Laudatio. Die Rede ist ungekürzt nachzulesen unter:
-> zsue.de/beitraege/europaeischer-preis-michael-walter

ÜBER DIE AUSZEICHNUNG

Der **Europäische Übersetzerpreis Offenburg** wurde 2005 von der Stadt Offenburg und der Hubert Burda Stiftung ins Leben gerufen, um die Leistung von Literaturübersetzungen zu würdigen. Der Preis unterstützt den literarischen Austausch im Zeichen der europäischen Einigung. Der Hauptpreis, der dieses Jahr an den Englisch-Übersetzer Michael Walter verliehen wurde, ist mit 15.000 Euro dotiert. Den mit 5000 Euro dotierten Entdeckerpreis erhielt **Thomas Mohr**.

Helmut-M.-Braem-Preis an Olaf Kühl

Bei der Verleihung am 23. Juni 2018 im Rahmen der Übersetzerjahrestagung schilderte Olaf Kühl in seinem Dank die Zusammenarbeit und die Reisen mit seinen Autoren:

Mit Stasiuk fing für mich das Reisen an, in jeder Hinsicht. Vorher hatte ich nur tote Autoren übersetzt oder solche, die sich öffentlich wenig produzierten. Mit Gombrowiczs Tagebüchern bin ich in den 80er Jahren durch die Lande gezogen, durfte erleben, was Schauspieler wie Otto Sander oder Udo Samel aus diesem Text machten. Mit polnischen Klassikern der Moderne wie Wacław Berent war kein Publikum anzulocken. Adam Zagajewski machte sich rar.

Mit Stasiuk also fing das Reisen an. Seit 1998 auf Lesetouren, kreuz und quer durch die deutschsprachigen Länder. Zehn Jahre später brachen wir dann auf eigene Faust auf, nach Russland, in die Mongolei, nach China. Reisen schweißen zusammen. Unsere Freundschaft bekam einen Riss just in dem Moment, als ich anfing, über ihn zu schreiben (in dem Roman *Tote Tiere*). Vielleicht nur einen Haarriss, aber immerhin.

So symbiotisch die Beziehung zwischen Autor und Übersetzer ist, so fragil ist sie auch immer.

Ernst Jüngers französischer Übersetzer Henri Plard hat bei dem Buch *Die Arbeiter* die Zusammenarbeit verweigert, weil er dieses Buch für „schlecht geschrieben und faschistisch“ hielt. Damit ging eine langjährige enge Zusammenarbeit und Freundschaft zu Ende. Die Weltliteratur kümmerte das nicht, sie ging zur Tagesordnung über.

V.l.n.r.: Preisträger Olaf Kühl, Freundeskreis-Vorsitzende Helga Pfetsch und Schatzmeisterin Svenja Becker Foto © Ebba D. Drolshagen

Insgeheim auch ein Lyrik-Übersetzer

Seit Dorota Masłowskas *Reiherkönigin* und Tomasz Różyckis *Zwölf Stationen* betrachte ich mich insgeheim auch als Lyrik-Übersetzer, jedenfalls jener Art von Lyrik, die nicht nur einfach in Zeilen gebrochene Prosa ist, sondern formale Herausforde-

rungen an den Übersetzer stellt. An der *Reiherkönigin* habe ich zwei Jahre gearbeitet, habe mir meine Übersetzung immer wieder zu selbst improvisiertem HipHop am Klavier vorgesungen, habe ihr nachgehorcht und daran gefeilt, bis sie rhythmisch und klanglich stimmig war.

Im Herbst erscheint Żanna Słoniowskas *Licht der Frauen*. Der polnischsprachige Roman einer Frau mit ukrainisch-russischen Wurzeln, deren Sprache von subtilen Symptomen dieser Kulturmischung geprägt ist. Mich freut dieses Buch zum einen, weil es den Bogen schlägt zu den von mir ebenso geliebten ostslawischen Literaturen – zu einem Andrij Bondar oder Jurij Andruchowytsch, aber auch weiter zu den Russen – beispielsweise Arkadij Babtschenko. Und es freut mich, dass ich endlich einmal wieder einer weiblichen Autorin meine deutsche Stimme verleihen durfte. Nach all den harten Kerlen, nach Stasiuk und Twardoch.

a Olaf Kühl ist Slawist, Autor und Übersetzer aus dem Polnischen und Russischen. Seit 1996 arbeitet er als Russlandreferent des Regierenden Bürgermeisters von Berlin.
\+ Ausschnitt aus seiner Wolfenbütteler Dankrede. Der komplette Text sowie die Laudatio von Hauke Hückstädt ist ungekürzt nachzulesen unter:
-> zsue.de/beitraege/braem-preis-olaf-kuehl

ÜBER DIE AUSZEICHNUNG

Der mit 10.000€ dotierte **Helmut-M.-Braem-Preis** wird jedes zweite Jahr vom Freundeskreis zur Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e.V. verliehen und durch Spenden finanziert.
Ausgezeichnet wird die herausragende Übersetzung eines Prosawerks ins Deutsche.

Sichtbarer werden

Bericht vom Workshop Übersetzernennung in Wolfenbüttel, Juni 2018

Eine Woche danach erfuhr die Übersetzerin davon: Ihr Autor hatte in ihrer Stadt gelesen, doch der Verlag hatte ihr keine persönliche Einladung geschickt, geschweige denn angeboten, die Lesung zu moderieren. Das schmerzt. Auch nach Jahren noch. Und solcherlei Geschichten hören wir mehrfach im Workshop „Übersetzernennung“ am Samstagnachmittag der 15. Jahrestagung.

Die Workshopleiterin Helga Pfetsch pinnt ein grünes Kärtchen mit dem Wort „Urheber“ an die Tafel: Das sei der Grund, warum Übersetzer neben den Autoren fremdsprachiger Werke, die auf Deutsch erscheinen, genannt werden müssen. So ist es auch in der Berner Konvention und der Nairobi-Erklärung der UNESCO festgeschrieben. Nachzulesen ist es außerdem in den Handreichungen, die der VdÜ zusammen mit dem Freundeskreis Literaturübersetzer unter dem Titel „Kleiner Knigge zum Umgang mit Übersetzernamen“ für Verlage, Bibliotheken, Zeitungen und Zeitschriften sowie Literaturfestivals erarbeitet hat.

An der Umsetzung hapert es noch

Natürlich hapert es im Berufsalltag noch an einer konsequenten Umsetzung. Sonst säßen wir nicht in diesem Workshop, wo wir Positiv- wie Negativbeispiele sammeln, um im Anschluss sinnvolle Reaktionen und präventive Maßnahmen zu diskutieren. Die Erfahreneren unter uns erinnern sich noch an Zeiten, als die Suche nach dem Übersetzernamen im kleingedruckten Impressum mindestens so lange dauerte wie die nach unserem Workshopraum im dritten Stock des Wolfenbütteler Rathauses ganz am Ende verwinkelter Flure.

Zum Glück sind wir auf den Titelseiten von Büchern oder auf den Websites von Verlagen heute schon viel eher zu finden. Aber an anderen wesentlichen Stellen, wie in Ankündigungen von Literaturfestivals oder Anmoderationen von Buchbesprechungen in Rundfunk und Fernsehen, bleiben wir häufig unerwähnt. Oft ist es noch nicht einmal eine bewusste Geringschätzung unserer Arbeit, aber es muss sich so anfühlen, wenn man wieder und wieder übergangen wird – und schlimmstenfalls auch noch VG-Wort-Tantiemen flöten gehen.

Appell an die Professionalität der Literaturkritiker

Wenn der Name vergessen wird, darin sind wir uns einig, sollte man nicht auf Konfrontation setzen, sondern konstruktiv reagieren. Helga Pfetsch setzt zwei Unfreiwillige Rücken an Rücken auf zwei Stühle vor die Tafel. Einer spielt den Moderator des ARD-Morgenmagazins, die andere bleibt, wer sie ist, eine Übersetzerin. Mit Argumenten soll sie den Fernseh-Redakteur am anderen Ende der imaginären Telefonleitung von der Notwendigkeit der Übersetzernennung überzeugen.

Sie kapituliert. Denn der hervorragend gemimte Journalist vertritt die unerbittliche Haltung, in einer dreiminütigen Buchbesprechung raube ihm der Name der Übersetzerin, der sowieso niemanden interessiere, nur kostbare Zeit und dem Publikum die Illusion, einen Originaltext zu lesen. Da wirft sich eine Kollegin in die Bresche: Aber er selbst müsse sich doch wenigstens bewusstmachen, mit welchem Text er es zu tun habe, appelliert sie an die Professionalität des Literaturkritikers. Überhaupt seien Übersetzer tolle Leute mit einem unglaublichen Wissen, auf die hinzuweisen sich allemal lohne. Erleichterter Applaus. Es gibt also doch Argumente. Und die allgemeine Erkenntnis, dass Selbstbewusstsein und Bewusstseinsbildung vonnöten sind.

Impressionen aus Wolfenbüttel: Patricia Klobusiczky, erst Vorsitzende des VdÜ, bei der Eröffnung der Jahrestagung
Foto © Ebba D. Drolshagen

Es gibt inzwischen Initiativen wie zum Beispiel die Weltlesebühne, die langfristig in diese Richtung wirken können. Wer als Übersetzerin in Lesungen mit dem Autor einbezogen werden möchte, kann Verlag und Autor bereits im Vorhinein darauf ansprechen. Wir alle können immer dann, wenn es sich anbietet, den oben erwähnten Knigge verlinken.

Schließlich bemerken wir, dass es leichter ist, sich nicht als persönlich Betroffener, sondern als Dritte zum Beispiel aus dem Publikum freundlich zu Wort zu melden, wenn der Name des Kollegen im Laufe der Lesung keine Erwähnung gefunden hat: „Wir haben jetzt so viel über die Autorin und über den Text gehört, da würde es mich sehr interessieren, wer den deutschen Text …“

a Laura Haber übersetzt aus dem Spanischen, Portugiesischen und Französischen. 2016 schloss sie den Master Literarisches Übersetzen an der LMU München ab. Sie kuratiert die zweisprachige Lyrik-Seite der **Lateinamerika Nachrichten** und ist Redaktionsmitglied von **alba. lateinamerika lesen**.

\+ Weitere Details und Anregungen im Protokoll, das gerne zugesandt wird auf Anfrage an: laura.haber@web.de

\+ Der Knigge: https://literaturuebersetzer.de/berufspraktisches/gute-sitten/uebersetzernennung/

ViceVersa-Werkstatt **Deutsch-Polnisch**

Danzig, 3.–9. Dezember 2017

Mitten im Wiederaufbauwunder der Danziger Altstadt, in der Nachbarschaft des Artushofes, tagten zum achten Mal jeweils fünf Übersetzer aus dem Deutschen ins Polnische und umgekehrt, um eine knappe Woche lang unter der versierten Leitung von Dorota Stroińska und Thomas Weiler ihre Übersetzungsproben zu besprechen, begutachten, bewundern und bekritteln. Dorota hatte es zu Beginn des ersten Arbeitstages vorausgesagt, und das Wunder trat tatsächlich ein: Die literarischen Texte unterschiedlichster Provenienz, Stillage und Thematik begannen sich allmählich miteinander zu unterhalten und pflegten eine zunehmend intensive Korrespondenz, einzelne Wörter und Redewendungen wanderten durch die ausgewählten Fragmente und unsere lebhafte Diskussion: Die Kredenz (das Möbel), aus der hier die Sahne stibitzt wird, taucht dort als Illustration im Kinderbuch auf; der Kater des einen Textes, Czarny, heißt wie der Ort im nächsten, Czarna (beides ‚schwarz‘), und beide kontrastieren zur Milch im übernächsten, der von Almkühen und Sommerbutter monologisiert – was wiederum unsere Sinne für Übersetzungsversuche schärft, die *masło maślane* sind („gebutterte Butter“), also doppelt gemoppelt …

Getagt wurde im Zentrum für Stadtkultur IKM, am Langen Markt im Herzen der alten Hansestadt, das nicht nur versucht, die Arbeit von Übersetzern sichtbar zu machen – alle zwei Jahre mit dem Treffen von Literaturübersetzern *Odnalezione w tłumaczeniu* (*Found in Translation*) –, sondern auch den Freiheitsgedanken hochhält mit der Verleihung des Preises „Europäischer Dichter der Freiheit“.

Angesichts aktueller politischer Entwicklungen war unser Werkstattort also nicht zufällig gewählt; wohl keine andere Stadt in Polen wäre geeigneter, die europäische Idee und die Idee der Freiheit mit Leben zu erfüllen, als Danzig.

Der Dichter Tadeusz Dąbrowski, dessen Werk teilweise in deutscher Übersetzung vorliegt, führte uns bei einem Spaziergang durch seine Stadt und zeigte uns unter anderem Artur Schopenhauers Geburtshaus – dessen Familie Danzig verließ, als es seine Autonomie unter Preußen einbüßte: So freiheitsbewusst waren die Danziger! Unser Gang endete am vor wenigen Jahren eröffneten Europäischen Solidarność-Zentrum auf dem Gelände der ehemaligen Danziger Werft, wo der Elektriker Lech Wałęsa einst arbeitete.

Zur Nachahmung empfohlen ist unser Besuch in einer Abiturklasse an der Allgemeinbildenden Oberschule Nr. 19, der ehemaligen Pestalozzischule, die Günter Grass besuchte und später in der *Blechtrommel* verewigt hat. Die sehr engagierten Schüler bekamen Nadia Buddes gereimtes Kinderbuch *Eins zwei drei Tier*, je eine Gruppe im Original sowie in polnischer Übersetzung, und versuchten sich mit großem Erfolg am Übertragen, ohne zu wissen, ob sie Original oder Übersetzung vor sich hatten.

Abgerundet wurde unser angeregter mehrtägiger Austausch durch ein berufspraktisches Überblicksreferat unserer beiden Werkstattleiter sowie einen Vortrag über Fördermöglichkeiten und die weibliche polnische Gegenwartsliteratur durch eine Kulturmanagerin und Programmmitarbeiterin am polnischen Buchinstitut Krakau, die sich eigens Urlaub genommen hatte, um zu uns nach Danzig zu kommen und offen sprechen zu können. Auf die Frage, ob es in der Fördertätigkeit des Instituts durch die aktuelle politische Lage zu einer Zensur komme, entgegnete sie: „Erst mal noch nicht.“

Aufgeladen mit einer Fülle neuer Eindrücke, bereichert um Erkenntnisse über eigene und fremde Übersetzungsproben, eigene und fremde Sprache, mit „zerwörterten“ Hirnen und beglückt über die Begegnung mit Kollegen, nahmen wir, die wir fast eine kleine Familie geworden waren, Abschied voneinander und von der Stadt der Freiheit und der Solidarität.

a Hans Gregor Njemz studierte Romanistik, Philosophie und Germanistik in Kiel, Berlin und Posen, lebt in Kiel und übersetzt Literarisches und Wissenschaftliches vorwiegend aus dem Polnischen (u.a. Adam Mickiewicz).

V.l.n.r.: Urszula Poprawska, Thomas Weiler, Dorota Stroinska, Simone Falk, Ilona Kromp, Ewa Mikulska-Frindo, Marlena Breuer, Zofia Sucharska, Jacek Kaduczak, Hans Gregor Njemz, Dorothea Traupe, Magdalena Kotzurek. Foto privat.

Großes in Kleinstadt

Zum vierzigsten Jubiläum des Europäischen Übersetzer-Kollegiums Straelen

Gut ist es
in einer kleinen Stadt zu leben
alles so nah
Läden und die Schule
selbst der Friedhof
hier kennt man das Glockengeläut
jeder Kirche
in einer kleinen Stadt
verstecken sich hinter den Häusern
geheimnisvolle Gärten
von da
ertönt das Vogelgezwitscher
das einen im Morgengrauen weckt
bekannte Katzen gehen spazieren
auf den Straßen
Hunde ruft man beim Namen
bekannte Leute tauschen
Begrüßungen und Klatsch
auch die Einsamkeit erdrückt nicht so
wie in Metropolen
in kleiner Stadt geschehen große Dinge
es geschieht das Leben
Gut ist es
in einer kleinen Stadt zu wohnen

Anna Smolenko
Lob der Kleinstadt

Das Vorbild war bekanntlich Toledo: die legendäre Gemeinschaft der dort im 12. und 13. Jahrhundert tätigen Gelehrten, die sich zum Ziel setzten, arabische Werke ins Lateinische zu übertragen. Vermutlich nahmen jene Aktivitäten keine institutionelle Gestalt an, aber… *se non è vero è ben trovato*. Legenden über Übersetzergemeinschaften entstanden übrigens auch schon früher – man denke nur an die *Septuaginta*. Derartige Teamarbeit an Übersetzungen ist heute eher selten. Das Bedürfnis nach so einer Gemeinschaft besteht noch immer. Woran kann das liegen? Womöglich daran, dass man eben durch jene Gemeinschaftserfahrung erst erkennt, was eigentlich „Übersetzen“ ist oder sein sollte. Nein, nein, bitte, keine Angst: Die bereits etwas abgenutzte Brückenbauer-Metapher lassen wir diesmal in Ruhe. Brücken baut man schließlich zu unterschiedlichen Zwecken: Als Julius Cäsar 55 v. u. Z. bei Neuwied eine über den Rhein schlagen lässt, ist sein Hauptanliegen ein völlig anderes als das, römische Mitbürger mit Spitzenerzeugnissen der germanischen Volksdichtung vertraut zu machen. Wenn es „Brückenbauer“ in jenem friedlichen Sinne gibt, dann sind diese nicht primär Übersetzer, sondern vielmehr polnische Friseusen in Zgorzelec und ihre deutschen Kundinnen aus Görlitz oder ukrainische „Ameisen“, Kleinschmuggler, die polnische Kettenraucher in Przemyśl mit billigen Zigaretten beliefern.

Wollte ich schon nach einer Metapher für den Übersetzerberuf suchen, würde mir die von Goethe 1827 in einem Brief an Thomas Carlyle am meisten zusagen. Dort vergleicht der Dichter die Kultur überhaupt mit einem „Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten“, auf dem auch ein „Dolmetscher“ nötig ist, der sich dabei auch „selbst bereichert“ (na ja, das ist natürlich eher metaphorisch zu verstehen). Belassen wir es hierbei, auch wenn der Dichterfürst erst einige Zeilen weiter richtig in Schwung kommt und den Übersetzer einen „Propheten“ nennt, den Gott jedem Volk „in seiner eignen Sprache“ gegeben hat. „Propheten“ wollen wir aber nicht sein, schon lieber „Importeure“ auf jenem Markt der Ideen, Importeure, die aus fremden Ländern beziehen, was sie in ihrer jeweiligen Heimat vermissen. Oder, wenn nötig, auch „Ameisen“, denn nicht jeder Import wird von Ideenzöllnern – die es immer gab, gibt und geben wird – gern gesehen.

> Propheten wollen wir nicht sein, schon lieber Importeure.

Wie ein solcher „Ideen-Markt“ kam mir auch immer das Straelener „Toledo II“ vor. Doch das Kollegium ist nicht nur ein Markt von Ideen, sondern auch deren Fundgrube: Es ist eine Bibliothek, und zwar eine nicht ganz gewöhnliche. Auf den ersten Blick scheint sie heute nicht mehr so unentbehrlich wie vor 40 Jahren, in der Vor-Internet-Ära. Und dennoch: Will jemand sich etwa informieren, was in Indonesien *mentjapit* heißt, kommt er zu diesem unbezahlbaren Wissen im Netz (noch) nicht. Zu schätzen wissen wird die Straelener Bibliothek auch derjenige, der nicht nur übersetzt, sondern den Text zusätzlich mit Erläuterungen versehen will. Er findet hier Fachbücher zu allen möglichen Bereichen.

Das Atrium der Straelener Bibliothek Foto © EÜK Straelen

Aber die Straelener Bibliothek ist auch ein prägendes Erlebnis. Wer sie zum ersten Mal betritt, kann sich in ihren verworrenen Gängen und Winkeln schwerlich einer Assoziation mit dem „Aedificium“ aus Umberto Ecos *Der Name der Rose* erwehren. Manchem drängt sich gar der Gedanke auf, der Ort sei mit seinen vielen Treppen, unzähligen Türen, Galerien, einer „Seufzerbrücke“, mit seinem geheimnisvollen nächtlichen Halbdunkel und den etwas gruselig knarrenden Dielen der perfekte

Schauplatz für eine Kriminal- oder Gespenstergeschichte. Was Wunder, dass eine solche Geschichte auch entstanden ist?

In *Streit in Straelen* von Andrea C. Busch (1963–2008) beginnt alles mit einem mysteriösen Kuchendiebstahl und danach steigt – wie bei Hitchcock – die Spannung ununterbrochen. Das Motiv des Verbrechens, zu dem es dann schließlich kommt, ist ebenfalls ortsgerecht: kein Sex, keine Rache, sondern heillose Meinungsverschiedenheiten bei der Interpretation eines zu übersetzenden Textes. Beeindruckend ist vor allem die humor- und liebevolle, haargenaue Beschreibung des Hauses selbst, wo „jede Diele einen Kommentar" zu jedem Schritt abgibt, sowie der so eigentümlichen Gestalten des Kollegiums, jener „Bis-spät-in-die-Nacht-Zusammenhocker", die um den Küchentisch wie die Ritter der Tafelrunde versammelt, mit ebenso viel Fachkenntnis über Paul Celans Gedichte wie über die Geheimnisse der Kochkunst verschiedener Länder und Völker debattieren. Oder jener „Nachtarbeiter", die sich ganze Tage nicht blicken lassen, nur von Tee zu leben scheinen und bei denen man eher nicht „vor halb drei Uhr nachmittags klopfen" soll. Doch im Kollegium gilt seit jeher der bewährte Grundsatz *Leben und leben lassen*.

Große Büchermassen haben etwas Erdrückendes und Beunruhigendes an sich. Beim Anblick von so vielen Spitzenerzeugnissen des menschlichen Geistes auf einem Haufen kommt sich kaum jemand als Weiser vor. Zumal ihn dieser Anblick von früh bis spät begleitet. Denn in Straelen wird in der Bibliothek nicht nur gearbeitet, man wohnt auch wortwörtlich in ihr, da sie ja über alle Zimmer gerecht verteilt ist. So wird der Aufenthalt eine Lektion in Demut: Sind die paar Steinchen, die wir – dazu noch nicht einmal ganz direkt, indem wir ja schließlich meist nur „Vermittler" sind – zu diesem Mosaik beisteuern, wirklich so wichtig? Die paar Zentimeter, die wir dann im Regal „Straelener Übersetzungen" in Anspruch nehmen, so bedeutend? Doch besteht dieses Mosaik gerade aus solchen Steinchen – ohne Einzeltropfen kein Ozean.

Sehr weise haben Klaus Birkenhauer und Elmar Tophoven, die Gründerväter des Europäischen Übersetzer-Kollegiums, daran getan, zu dessen Standort nicht etwa Düsseldorf oder Köln zu wählen, sondern eben das kleine, etwas abseits gelegene Straelen. Nicht ohne Bedeutung war hierbei natürlich der Umstand, dass Elmar Tophoven in dieser Stadt geboren wurde, aber auch andere Faktoren – dürfen wir wohl annehmen – haben da eine Rolle gespielt. In Kleinstädten verrinnen die Tage gleichsam langsamer, und wenn man ein Auto majestätisch in Schrittgeschwindigkeit durch die enge Kuhstraße rollen sieht, hat man den Eindruck, die Welt in Zeitlupe zu betrachten. Eine Welt, die gewöhnlichen Zeitgesetzen nicht untertan scheint, in der man Muße hat, nachzudenken, durchdachter zu handeln, stehen zu bleiben für einen Augenblick. Und diesen auch zu genießen.

In kleiner Stadt geschehen große Dinge.

a Tadeusz Zatorski, geb. 1960, lebt in Krakau. Von April bis Juni 2018 war er Translator in Residence im EÜK Straelen. Er übersetzt aus dem Deutschen ins Polnische.

\+ Originaltitel des Gedichts von Anna Smolenko: Pochwała małego miasta, übers. v. T. Zatorski. Erstmals abgedruckt in **Koniniana** Nr. 3, 2006.

\+ Der Straelen-Krimi „Streit in Straelen" ist nachzulesen in: Andrea C. Busch, **Manchmal hilft nur Mord**, Books on Demand, Norderstedt 2008, S. 73–85.

30 Jahre **Literatur-übersetzen** in Düsseldorf

Eine Hommage aus studentischer Sicht

Erstaunlich viele Literaturinteressierte wagen sich Jahr für Jahr in eine mysteriöse Halbwelt zwischen Wissenschaft und Kunst. Sie lassen sich auf das Abenteuer ein, weder diese noch jene ihr eigen nennen zu können, akribisch und zugleich verquer zu denken und am Ende weder hüben noch drüben zu Hause zu sein; sie studieren Literaturübersetzen.

Seit nunmehr dreißig Jahren besteht in Düsseldorf dieser deutschlandweit einzigartige Studiengang, länger also, als die allermeisten der derzeit Immatrikulierten (einschließlich des Urhebers dieser Zeilen) überhaupt am Leben sind.

Von Beginn an war der Studiengang seinen akademischen Wurzeln verpflichtet, aber ebenso der rauen Welt des freien Literaturmarktes zugewandt. Geisteswissenschaft, aber praxisnah: Was 2018 wie eine Tautologie klingt, muss 1988 noch einen echten Affront bedeutet haben.

Kann man davon auch leben?

Und bis heute gehört die ebenso besorgt gestellte wie routiniert wegignorierte Frage „Und kann man davon auch leben?" zum Alltag eines jeden LÜ-Studenten. Ist die Tinte unter der Graduierungsurkunde getrocknet, findet man dann plötzlich den Mammon doch nicht mehr so schnöde und flieht flugs in lukrativere Regionen des Arbeitsmarktes.

Und so besteht – neben der Hervorbringung einer inzwischen beeindruckenden Backlist veröffentlichter Übersetzungen von Absolventinnen – eine besondere Errungenschaft dieses Studiengangs wohl darin, eine ganze Geheimarmee von Undercover-Agentinnen in die Welt entsandt zu haben, die das Übersetzen nicht zu ihrem Beruf gemacht haben, aber bereitstehen werden, sich hinter dem Hieronymusbanner zu sammeln, wenn der – übrigens ebenfalls von uns LÜs infiltrierte – VdÜ-Vorstand eines Tages zur Revolution bläst.

DER STUDIENGANG „LITERATURÜBERSETZEN"

wurde im Jahr 1988 als Diplomstudiengang ins Leben gerufen. Heute ist es ein **reiner Masterstudiengang**, der allen offen steht, die in einem Bachelorstudium die erforderlichen Sprachkenntnisse erworben haben. Zur Auswahl stehen Englisch, Französisch, Spanisch und Italienisch als Ausgangssprachen, wobei immer ins Deutsche übersetzt wird. Neben sprach- und literaturwissenschaftlichen Grundlagen- und Aufbaukursen belegen die Studierenden praxisbezogene Übersetzungsseminare. Diese werden vor allem auch von Gastdozentinnen angeboten, die selbst als Literaturübersetzerinnen arbeiten. Außerdem gehören zwei Blockseminare im EÜK Straelen zum Studienprogramm.

Interesse besteht jedenfalls. Der Studiengang mit seiner einzigartigen Mixtur aus Theorie und Praxis erfreut sich zu Recht einiger Beliebtheit

Wenn es gut läuft, dann werden sich die Gründerinnen dieses Studiengangs also irgendwann rühmen können, das Zwielicht, in das sie sich vor dreißig Jahren als Erste vorwagten, eigenhändig ausgeleuchtet zu haben.

Wenn das kein Ziel für weitere dreißig Jahre ist!

a Felix Pütter hat ein Jahr lang Literaturübersetzen studiert, jetzt arbeitet er bei einem Musikverlag bei Hamburg. Er gehört zur Keimzelle und Redaktion des Online-Magazins TraLaLit (www.tralalit.de).

Impressionen aus Wolfenbüttel: Elke Link vom Tagungs-Organisationsteam Foto © Ebba D. Drolshagen

Jenseits von **Folklore und Deichromantik**

Literatur aus Friesland

Man würde es vielleicht nicht vermuten, doch die zweisprachige niederländische Provinz *Fryslân* und vor allem seine altehrwürdige Hauptstadt Leeuwarden (Friesisch: *Ljouwert*) hat eine lebendige Literatur- und Kulturszene rund um das (West) Friesische, der zweiten offiziellen Landessprache. Weit über die Grenzen Frieslands hinaus bekannt sind beispielsweise die friesische Sängerin Nynke Laverman, das friesischsprachige Theaterensemble *Tryater* aus Leeuwarden sowie das alljährlich auf der friesischen Wattenmeerinsel Terschelling stattfindende zeitgenössische Theaterfestival *Oerol*.

In Leeuwarden befindet sich außerdem die friesische Forschungseinrichtung *Fryske Akademy* sowie das friesische Literaturarchiv *Tresoar,* das gleichzeitig als Provinzbibliothek fungiert.

Eine Handvoll Kleinverlage wie *Elikser, Afûk* und *Regaad* geben friesische Sachbücher und Belletristik junger und angestammter friesischer Autoren sowie friesische Übersetzungen bekannter Werke der Weltliteratur heraus, die im friesischen Buchladen des Afûk-Verlages sowie in allen öffentlichen Bibliotheken in Friesland erhältlich sind. Daneben stellen die Lyrikzeitschrift *Ensfh* („Usw.“) und die allgemeine Kulturzeitschrift *De Moanne* („Der Monat/Mond“) ein wichtiges Podium für junge Autoren dar.

Die ÜbersetzerInnen Katrin Herzberg (links), Teake Oppewal und Mieke van der Leij mit der Autorin Joke Corporaal (zweite von links)
Foto © Haye Bijlstra, Tresoar.

Europäische Kulturhauptstadt Leeuwarden

Der besondere Stellenwert des Friesischen im kulturellen Leben der Stadt hat Leeuwarden, gemeinsam mit der maltesischen Inselhauptstadt Valletta, in diesem Jahr den Titel Europäische Kulturhauptstadt eingebracht. Genres, in dem sich verhältnismäßig viele friesische Autoren bewegen, sind Roman, Kinderbuch und Lyrik. Allerdings nimmt das Interesse für einsprachige friesische Literatur stetig ab, weshalb viele junge Lyriker zweisprachige Ausgaben ihrer Werke publizieren und friesische Romane gleichzeitig auch auf Niederländisch erscheinen.

Von besonderer Bedeutung für den friesischen Literaturbetrieb sind auch die insgesamt sieben Literaturpreise. Der wichtigste von ihnen ist der alle zwei Jahre, abwechselnd für Lyrik und für Prosa verliehene und mit 10000 Euro (plus ein Übersetzungsfördergeld von 5000 Euro) verliehene *Gysbert Japicxpriis,* nach dem friesischen Renaissance-Dichter Gysbert Japicx, der mit seinen herausragenden Sonetten als der friesische Shakespeare gilt. Der Preis ging 2017 an den Lyriker Eppie Dam für seinen Gedichtband *Fallend Ljocht* („Fallendes Licht“) und im Jahr 2015 an den Autor Koos Tiemersma (Pseudonym: Froon Akker) für seinen multiperspektivischen Roman *Einum*, in dem sich mäandernde Stimmen eines sterbenden Dorfes zu Wort melden. Zurzeit bin ich gemeinsam mit dem Autor auf

„SPRACHEN VERSCHWINDEN“

Aus der Informationsbroschüre „Sprachen verschwinden“ der **Gesellschaft für bedrohte Sprachen e.V.**, Köln:
In Deutschland sind unter anderem das SATERFRIESISCHE, das NORDFRIESISCHE und das SORBISCHE bedroht. Während das WESTFRIESISCHE im niederländischen Staatsgebiet noch ca. 400.000 Sprecher hat, werden die verschiedenen Dialekte des NORDFRIESISCHEN in Schleswig-Holstein nur noch von insgesamt 8000 und SATERFRIESISCH in Niedersachsen sogar nur noch von 2000 Menschen gesprochen – Tendenz fallend.

der Suche nach einem deutschen Verlag für diesen besonderen Roman.

Passend zum Kulturhauptstadtjahr sind 2018 mehrere interessante Publikationen erschienen: Beispielsweise die dreisprachige Gesamtausgabe der Werke des Dichters Obe Postma (1868–1963), der 1947 als erster den *Gysbert Japicxpriis* erhielt und nach dem auch der alle drei Jahre verliehene Preis für die beste Übersetzung aus dem Friesischen benannt ist, sowie die kompakte friesische Literaturgeschichte *Salang't de beam bloeit* („Solange der Baum blüht", Tresoar/Bornmeer Verlag) der friesischen Literaturwissenschaftlerin Joke Corporaal, die gleichzeitig auf Niederländisch, Friesisch, Deutsch (Übersetzung von mir) und Englisch erschien. Es bleibt zu hoffen, dass die friesische Literatur so auch im „nichtfriesischen Ausland" ein wenig bekannter wird, wodurch sich möglicherweise auch kleine Verlage für Literatur aus dieser Sprache interessieren könnten.

a Katrin Herzberg, 1980 in Bremen geboren, zog es 2008 wegen eines Übersetzungsstudiums nach Utrecht. Seit 2013 wohnt sie in der Nähe von Leeuwarden, wo sie Literatur aus dem Niederländischen, Englischen und Friesischen übersetzt.

\+ Bei der Aktion **Poetry in potato bags** konnte man in Friesland einen Sack Kartoffeln aus Malta mit Gedichten in maltesischer Sprache kaufen und auf Malta friesische Kartoffeln mit friesischen Gedichten. https://valletta2018.org/cultural-programme/poetry-in-potato-bags

Social Translating

Neue Wege der literarischen Übersetzung

Buch, Wörterbücher, Rechner, Lexika – die Gesellschaft eines Übersetzers ist üblicherweise auf unbelebte Gegenstände beschränkt. Für Konzentration und ungestörte Arbeit ist das sicherlich kein Nachteil. Was aber passiert, wenn mit wenigen Klicks am Rechner ein Team von Übersetzern, die am selben Buch arbeiten, mobilisiert und zur Klärung von übersetzerischen Fragen herangezogen werden kann? Und was passiert, wenn auch der Autor des zu übersetzenden Romans selbst sich einmischt und als direkter Ansprechpartner zur Verfügung steht? Antworten auf solche Fragen verspricht ein Projekt zu liefern, das in seiner Art völlig neuartig ist.

Goethe-Institut: Tradition und Zukunft der Übersetzungsförderung

Die Goethe-Institute aus Ostasien, Südostasien und Südasien experimentieren mit einer neuen sozialen Praxis des literarischen Übersetzens. Das Merck Social Translating Projekt wurde vom Goethe-Institut Korea in Partnerschaft mit Merck Korea entwickelt. Es eröffnet zehn Übersetzerinnen und Übersetzern einen digitalen Raum, in dem sie ihre Übersetzungen im Austausch untereinander sowie in engem Kontakt mit dem Autor erarbeiten können. Hierzu wird erstmals eine Internet-Plattform genutzt, die Randnotizen am Text des E-Books und aufeinander aufbauende Kommentare der beteiligen Akteure erlaubt.

Als Auftakt trafen sich die Übersetzerinnen und Übersetzer mit dem Autor Thomas Melle am federführenden Goethe-Institut in Seoul. Nach dieser persönlichen Begegnung begann der Diskurs am Buch *Die Welt im Rücken*. Die Ergebnisse des Projektes werden 2018 auf den Podien internationaler Buchmessen in Asien sowie auf der Frankfurter Buchmesse vorgestellt.

Zwischen Berlin und Seoul: Zehn Übersetzungen entstehen

Die Auswahl des Buches für den Social-Translating-Diskurs wurde von den zehn beteiligten Goethe-Instituten in Zusammenarbeit mit Übersetzerinnen und Übersetzern getroffen. Es entstanden zehn Übersetzungen in folgende Sprachen: Bengali, Chinesisch (Langzeichen, Kurzzeichen), Japanisch, Koreanisch, Marathi, Mongolisch, Singhalesisch, Thai und Vietnamesisch.

Während der Auftaktveranstaltung im Goethe-Institut Seoul im November 2017 trafen die zehn Übersetzerinnen und Übersetzer, die Projektleitung des GI und weitere Projektpartner wie die Moderatorin und der Entwickler der für den Austausch genutzten Online-Plattform Lectory erstmalig zusammen. Eine Video-Schaltung ermöglichte ein intensives Gespräch mit dem Autor Thomas Melle in Berlin. Die offene, engagierte Diskussion auf diesem Treffen schuf auch das notwendige Vertrauen für den Dialog im digitalen Raum.

Seit November 2017 trafen sich die Übersetzerinnen und Übersetzer dann täglich im digitalen Forum auf der Internetplattform, um ihre Fragen zu einzelnen Textstellen zu klären, Eindrücke auszutau-

Teilnehmende und OrganisatorInnen des Merck Social Translating Projekts.
Foto © Goethe-Institut Korea, OZAK

schen oder kulturelle Differenzen zu diskutieren. Deutsch war die Diskurssprache zwischen den Beteiligten. Autor Thomas Melle unterstützte die Arbeit der Übersetzer mit Erläuterungen von Begriffen, Anspielungen und Kontexten. Ergänzend band er hilfreiche Materialien wie Textauszüge, Videos, Links und Literaturhinweise ein. Er konnte somit Vermutungen unmittelbar bestätigen oder widerlegen und Bezüge mit Worten oder audiovisuell illustrieren.

Ki-Sook Lee aus Seoul bringt die Vorteile, die der Austausch für ihre Übersetzung ins Koreanische hat, auf den Punkt:

Erstens konnte ich manche Unklarheiten im Text durch das direkte Feedback des Autors beseitigen. Zweitens war der Austausch mit den anderen Übersetzerinnen und Übersetzern anregend. Drittens war die Zusammenarbeit auf der Lectory-Plattform für mich eine Gelegenheit zur Selbstreflexion. Beim Übersetzen fragte ich mich manchmal, ob meine vielen Fehlinterpretationen an meinen unzureichenden Deutschkenntnissen liegen oder an meiner fehlenden Vorstellungskraft. So kann man in der Übersetzungstätigkeit einen großen Schritt weiterkommen.

Sollte die Auswertung des Merck Social Translating Projektes ergeben, dass durch den Diskurs im digitalen Raum für das literarische Übersetzen ein Mehrwert insbesondere für die Qualität der Übersetzungen entsteht, könnten zunächst zwei weitere Diskurse mit anderen Büchern und einer neuformierten Übersetzergruppe durchgeführt werden. Die Profession des Literarischen Übersetzens wäre um eine kollaborative digitale Spielart reicher.

a Sabine Müller lebt in Köln und arbeitet als freiberufliche Übersetzerin für Indonesisch und Englisch sowie als Indonesischdozentin und Redakteurin für unterschiedliche Online- und Printmedien.

\+ Website zum Projekt mit weiteren Informationen, Videos und Blogbeiträgen aller Beteiligten: www.goethe.de/korea/socialtranslating

Einmal Chick-Lit, **immer Chick-Lit?**

Ein Plädoyer gegen das Schubladendenken. Der folgende Beitrag von Antje Althans und die Replik von Ulrich Blumenbach sind Auszüge aus zwei aufeinander bezogenen Artikeln im *Eselsohr*, einer 1982 gegründeten Fachzeitschrift für Kinder- und Jugendmedien.

Antje Althans:

Als BerufsanfängerIn ist man über jeden Auftrag überglücklich. Man nimmt, was man kriegen kann, und wenn der Auftraggeber mit der Arbeit zufrieden ist, bekommt man einen Nachfolgeauftrag. Meist ist das thematisch und stilistisch ein ganz ähnliches Projekt, was an sich nichts Schlimmes ist. Und dennoch ist man, ohne es zu merken, in die Schubladenfalle getappt. In den meisten Fällen bekommt man danach einfach nichts anderes mehr angeboten.

Eintönigkeit tötet jede Kreativität

Ein Wechsel zu Büchern mit literarischem Anspruch scheint kaum mehr möglich. Das ist sehr schade, da es einem nicht nur die Chance nimmt, sich als ÜbersetzerIn ein Renommee zu schaffen, sondern es auch unmöglich macht, sich um Stipendien zu bewerben, die unser kärgliches Honorar aufbessern und natürlich unser Ansehen steigern können.

Warum ist das so? Der Verlag geht damit auf Nummer sicher. Auch für den Übersetzer oder die Übersetzerin ist es zunächst angenehm, weil er oder sie sich in dem Genre schon auskennt. Das Problem ist nur: Spätestens nach dem zehnten Mal wird's langweilig.

Vielleicht geht es ÜbersetzerInnen anspruchsvoller Literatur ganz ähnlich. Vielleicht würden auch sie sehr gern zwischendurch einmal einen Text übersetzen, bei dem sie nicht über jeder Metapher brüten müssen und eventuell, wenn sich das Buch gut verkauft, Tantiemen einstreichen können.

ÜbersetzerInnen sind ehrgeizig, lieben die Abwechslung und suchen immer neue Herausforderungen. Eintönigkeit tötet jede Kreativität. Je interessanter man den Text findet, desto motivierter ist man bei der Sache. Deshalb wäre es im Interesse der Verlage, diesem Wunsch nach Abwechslung entgegenzukommen.

Ulrich Blumenbach:

Ich gelte als Hochliteraturübersetzer und muss Antje Althans' Vermutung bestätigen. Mir wird fast nur noch Hochliteratur angeboten, und wenn ich sage, ich würde gern mal was Profanes machen, stoße ich auf Erstaunen: „Wie, wir dachten, das wäre unter Ihrer Würde", worauf ich nur mit dem Motto von Walter Benjamins Briefsammlung *Deutsche Menschen* sagen kann: Was nützt mir „Würde ohne Sold"? Das Übersetzen von Hochliteratur wird *etwas* besser bezahlt als das von Unterhaltungsliteratur, kostet aber *sehr viel* mehr Zeit.

Meine Erfahrung ist allerdings auch, dass ein Wechsel „von oben nach unten" möglich ist. Einige Male habe ich gezielt um leichte Kost gebeten und diese auch bekommen, einen Liebesroman aus der Schublade „Flutschlektüre für den Strandkorb" beispielsweise. Ich habe Bauklötze gestaunt, als ich die hervorragend lektorierte Übersetzung zurückbekam und sah, wie viel geändert worden war: Das neue Genre hatte mich wieder zum Berufsanfänger gemacht, denn Liebesromane haben ihre eigene Sprache, erfordern ihre eigene Kreativität und bergen ihre eigenen Tücken. Genreliteratur ist oft genug schlecht geschrieben, und wer daran arbeitet, muss nicht nur gut übersetzen, sondern auch kränkelnde Satzkonstruktionen verarzten, schiefe Bilder geradebiegen und im Extremfall durch Streichen oder Umschreiben Löcher in der Erzähllogik stopfen – er muss Stroh zu Gold spinnen.

In anderer Hinsicht hat das Schubladendenken meiner Meinung nach noch viel gravierendere Konsequenzen: Indem Verlage ausschließlich auf bewährte Kolleginnen und Kollegen setzen, verlieren sie eine ganze Generation an Übersetzern, weil sie sich nicht rechtzeitig an die Nachwuchsförderung gemacht

haben. In der besten aller Welten würden die erfahrenen Lektorinnen unserer besten Publikumsverlage in Kooperation mit erfahrenen Übersetzerinnen junge Talente ausbilden.

a Antje Althans ist Absolventin des Aufbaustudiengangs „Literarische Übersetzung aus dem Englischen" an der LMU München und übersetzt seit 1997 Belletristik mit Schwerpunkt Unterhaltungsliteratur.
a Ulrich Blumenbach übersetzt seit 1993 englischsprachige Literatur. Von 2004 bis 2012 leitete er die Englisch-Workshops im Studiengang Literarisches Übersetzen der Universität Düsseldorf.
+ Abdruck mit freundlicher Genehmigung der **Eselsohr-**Herausgeberin. Das Eselsohr im Netz: www.eselsohr-leseabenteuer.de

Sprachkomik (üb)ersetzen

Rainer Kohlmayer: Deutsche Sprachkomik – ein Überblick für Übersetzer und Germanisten. Frankfurt am Main: Edition Peter Lang 2017. FTSK Bd. 68. ISBN: 978-3-631-73846-7, 210 S. 44,95 €

Kohlmayer hat in Germersheim unterrichtet und selbst Komik und Comedy übersetzt, u.a. kürzlich eine Neufassung von Molières *Femmes savantes* („in einer modernen Alltagssprache bei Beibehaltung von Reim und Versmaß", lobte die *Rhein-Zeitung*). Somit scheint er goldrichtig für dieses Thema, das Gegenstand mehrerer seiner Vorlesungen war und hier quasi schriftlich nachbereitet wird.

Das Buch ist klar aufgebaut und ermittelt zunächst die Merkmale von Humor und Komik, immer mit Blick auf das eigentliche Ziel Kohlmayers, nämlich die Frage nach der *Humorkompetenz*: Wie erkennt man Komik, d.h. intendierte Komik (bei Ironie z.B. bisweilen nicht so leicht), wie versteht man Humor und Komik, wo sind diese angebracht – und wo nicht, und wo dann eventuell doch irgendwie (anarchischer Humor)? Und vor allem geht es ihm, denn er unterrichtet ja Übersetzen, um die *produktive Kompetenz*. Durchaus beruhigend sein Fazit: „Wer Komik produzieren *will*, findet immer eine Möglichkeit." (S. 50)

Dann lässt sich der Autor auf die Ansicht ein, der deutsche Humor stünde auf einer niedrigen Stufe als etwa der britische. Kohlmayer untersucht die Beweislage, also das Komikpotential der deutschen Sprache – mit einer Unterscheidung von Hochsprache und diversen Unterformen wie Mundarten, Kindersprache, Sprachfehler, Ethno-Comedy – sowie auch die (jüngst gestiegene?) Komikbereitschaft der deutschen Kultur.

Wer Komik produzieren will, findet immer eine Möglichkeit

Als Beleg für die zitierte These erwähnt er unter anderem die „Homonymenfurcht" im Deutschen: wo Amis und Briten lässiges *punning* betreiben und auch massenhaft Material dafür haben (rd. 12.000 Homonyme), heißt das bei uns *kalauern,* gilt (oder galt bis vor kurzem) als eher weniger geistreich und ist mit nur 150 Homonymen (Bank, Ton, Leiter) auch noch viel schwerer zu leisten. Weitere Humorhürden identifiziert er in der fehlenden Wortverschleifung und den langen Wörtern im Deutschen.

In einem längeren Theorieteil wird die deutsche Komiktradition vom Mittelalter bis heute analysiert, was stellenweise ganz informativ ist, aber eigentlich erst ab Wilhelm Busch und Nestroy wirklich witzig wird … und mit Robert Gernhardt endet.

Es geht ans praktische Einmachen

Es folgt ein Kapitel über Komiktheorien von Bergson über Freud bis Victor Raskin und Salvatore Attardo. Das ist alles sehr lehrreich und erschöpft das Thema, keineswegs aber den (diesen) Leser, denn auch hier helfen reichhaltige Beispiele, die vor allem illustrierend wirken. Aber selbst im Fließtext legt Kohlmayer einige Virtuosität an den Tag. Kostprobe: „… im Traum ist die Kontrolle durch das Über-Ich gelockert. Im Traum morden wir oder werden ermordet, wir fliegen wie die Vögel oder vögeln wie die Fliegen usw." (S. 147)

Im letzten Teil geht es ans praktische Einmachen: „Sprachkomik (üb)ersetzen" lautet der programmatische Untertitel, und hier zeigt der Autor anhand eigener Übersetzungsprojekte, wie sich unübersetzbare (weil sprachlich determinierte) Komik erfolgreich und ebenso wirkungsvoll dennoch *übertragen* lässt. Da wird ein fieses Wortspiel von Oscar Wilde gekonnt transponiert, man sieht zu, wie sich Spoonerismen à la *You're much too titty to be a preacher!* in deutsche Blödeleien und, ja, auch Schüttelreime umdichten lassen, und beim bereits oben erwähnten Molière schillert der Dialog zwischen den „klugen Frauen" und der street-smarten Köchin Martine auch in der Übersetzung weiter, weil Kohlmayer tatsächlich nach der Devise handelt „üb ersetzen!" – so kann er das Missverständnis *grammaire/grand-mère* problemlos (und zudem schmissig gereimt!) zu *Analyse/Anna-Liese* verwoardackeln. In der abschließenden 1960er-Kabarettnummer mit dem Non-p.c.-Sujet „alter Geilspecht verführt naives Mädel mit Hilfe von Schnaps" wird ebenso meisterlich umgestellt und ersetzt, ja sogar noch eine Extrastrophe gedichtet, damit alles hinkommt, aber es kommt, und zwar genau auf den Punkt!

Ein wissenschaftlich wohlfundiertes und zudem schlau geschriebenes Buch voller Witz und Anleitungen für witzige Lösungen.

a Werner Richter, geb. 1954 in Berlin, übersetzt querbeet aus dem Englischen und ist Vorsitzender der IG Übersetzerinnen Übersetzer in Österreich.

Hermeneutik und Kreativität

Larisa Cercel, Marco Agnetta, María Teresa Amido Lozano (Hg.): Kreativität und Hermeneutik in der Translation. Tübingen: Narr Francke Attempo Verlag 2017. ISBN 978-3-8233-8074-0 469 S. 88 €

Dieses Sammelwerk entstand anlässlich des 65. Geburtstags von Prof. Dr. Alberto Gil, Inhaber des Lehrstuhls für Romanische Übersetzungswissenschaft sowie Gründer und Leiter des Forschungs-zentrums *Hermeneutik und Kreativität* an der Universität des Saarlandes.

In 23 Aufsätzen, die auf Deutsch, Englisch, Französisch und Portugiesisch verfasst wurden, beschäftigen sich Übersetzungswissenschaftler mit der Bedeutung der Kreativität und der Hermeneutik beim Übersetzen aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Das Buch ist in drei grundlegende Sparten aufgeteilt: Rhetorik und Literatur, Hermeneutik und Philosophie sowie Angewandte Sprachwissenschaft und Übersetzungs-

praxis. Einige Beispiele verdeutlichen die Vielseitigkeit der Herangehensweise an die Thematik.

Vom freien Umgang mit Texten

So führt uns Jörn Albrecht (Heidelberg) in seinem Artikel über die klassische Rhetorik in die Antike zu Cicero und Quintilianus, die bereits zu ihrer Zeit Anhänger des „freien Umgangs mit Texten waren". Der Translationswissenschaftler (und nebenstehend besprochene Autor) Rainer Kohlmayer (Germersheim) hebt das unverzichtbare Moment der Kreativität bei der Übersetzung von Mündlichkeit hervor. Jean Boase-Beier (Norwich) setzt sich mit der Interpretation und Kreativität beim Übersetzen von Paul Celan auseinander, während Wolfgang Pöckl (Innsbruck) die Kreativität bei der Übersetzung von Kinderliteratur aufzeigt. Angela Sanmann (Lausanne) stellt die von Heibert/Schmidt-Henkel erstellte Neuübersetzung der *Stilübungen* von Raymond Queneau der Erstübersetzung von Harig/Helmé gegenüber. Jean-René Ladmiral (Paris) beschäftigt sich mit der Unvorhersehbarkeit und Unbestimmbarkeit der Kreativität. Mathilde Fonanet (Genf) untersucht in einer Selbstbeobachtung den kognitiven Aspekt beim Übersetzen und vertritt die Auffassung, dass Kreativität sowohl bei der Rezeption als auch bei der Formulierung des Zieltexts eine wichtige Rolle spielt.

Messbarkeit der Kreativität?

Radegundis Stolze (Darmstadt) weist auf die Bedeutung der Hermeneutik hin und die Tatsache, wie sehr die Person des Übersetzenden mit ihren Eigenheiten in das Translat einfließt.

Ebenso wie Michael Schreiber (Germersheim) versucht, eine Grenze zwischen kreativem Übersetzen und Transkreation abzustecken, wird insgesamt der Wunsch nach Messbarkeit der Kreativität laut. Es wird deutlich, dass Kreativität ein dehnbarer Begriff ist. In manchen Artikeln steht Kreativität als Gegensatz zu einer fast wörtlichen Übersetzung. In den Artikeln über Lyrik- und Theaterübersetzung, eine Sparte, die ein hohes Maß an Kreativität erfordert, wird sie als zentraler Faktor gesehen. Durchweg ist der Wunsch zu erkennen, den Übersetzungsvorgang zu systematisieren, vorzugsweise Modelle und normierte Vorgehensweisen aufzustellen.

Trotz der Vielseitigkeit und unterschiedlichen Ansätze der Artikel, wird die oft kritisierte Distanz zwischen der Translationswissenschaft und der Praxis des Übersetzens in diesem Sammelband evident. Der anregende Titel *Kreativität und Hermeneutik in der Translation* weckt Erwartungen, die meines Erachtens nur bedingt erfüllt werden. Die wissenschaftlichen Ausführungen scheinen stellenweise praxisfremd oder nicht umsetzbar und keineswegs als Handreichung oder Anregung für Übersetzende gedacht, was sicherlich auch nicht die primäre Zielgruppe des Buchs sein soll. Der von Berufs wegen Übersetzende sieht in diesem Sammelband alltägliche Arbeitsprozesse beschrieben, die für den wissenschaftlichen Diskurs formuliert, strukturiert und reflektiert wurden. Sicher kann das Werk inspirieren und zur weiteren Reflexion anregen. Der Arbeitsaufwand, einen Zugang zu den teilweise sehr theoretisch gehaltenen Artikeln zu finden, sollte dabei aber nicht unterschätzt werden.

a Petra Bös, M.A. Translation (Germersheim) mit Schwerpunkt Literaturübersetzung in der Translationswissenschaft, übersetzt aus dem Portugiesischen, Französischen und Englischen Sachbücher und Belletristik.

Annette Lallemand (1938–2018)

Ein beim Bergneustädter Gespräch 1975 aufgenommenes Schwarzweißbild zeigt das Publikum beim Eröffnungsvortrag. Annette sitzt ganz im Vordergrund in der ersten Reihe, links neben ihr Fritz Senn, ein paar Stühle weiter Elmar Tophoven. Ihre Miene verrät Neugier auf das vorne Gesagte, unter der Lupe meint man eine leichte Skepsis oder vielleicht Unsicherheit zu erkennen. Auf dem zweiten Foto, das ich von ihr habe, wurde ihr eben vom französischen Generalkonsul für ihre Verdienste um die Vermittlung der französischen Sprache und Kultur der Ordre des Arts et des Lettres ans Revers geheftet. Das war im März 2014 in München, auf dem Bild wirkt sie wie eine Grande Dame, aber ich meine auch das Lampenfieber zu sehen, das sie mir vor diesem Auftritt gestand.
So war Annette. Eine Grande Dame war sie wirklich: Sie war promovierte Romanistin, hatte auch bei Mario Wandruszka studiert, auf den sich Tophoven immer wieder berief, sie war literarisch hoch gebildet, im französischen Literaturkanon sattelfest; sie war mit einem ranghohen französischen Diplomaten verheiratet; sie sprach Französisch so vollkommen akzentfrei und so elegant, wie ich es sonst bei Nicht-Frankophonen nie erlebt habe. Aber sie war zu intelligent und zu wenig von sich eingenommen, um die Grande Dame zu spielen. Umso mehr war sie für andere da. Als ihr Mann viele Monate im Wachkoma lag, sprach sie jeden Tag stundenlang mit ihm, und den Traum, nach München zu ziehen, genehmigte sie sich erst, als ihre pflegebedürftigen Eltern gestorben waren. Im Kollegenkreis nahm man nur immer ihre Freundschaft, Hilfsbereitschaft und geradezu bescheidene Zurückhaltung wahr.

Annette Lallemand Foto © DA Weigmann

Sie bewarb sich nie um einen Übersetzerpreis, weil sie, wie sie mir einmal verriet, den Kolleginnen und Kollegen den Vortritt lassen wollte, die das Preisgeld nötiger hätten als sie. Chancen hätte sie allemal gehabt, ich erinnere mich noch genau, wie sie uns bei den ersten Werkstattgesprächen Französisch-Deutsch in Straelen mit eleganten und stilsicheren Lösungen in ihrer Übersetzung der *Wachsbildnerin* von Françoise Mallet-Joris beeindruckte. Sie war nicht nur perfekt, was die Kenntnis der französischen Sprache betraf, sie kannte auch das Land und seine Geschichte so gut wie niemand von uns Kollegen (sie besaß die französische Staatsbürgerschaft neben der deutschen, nahm stets an den französischen Wahlen teil). Bei den Verlagen, für die sie arbeitete, wurde die absolute Fehlerlosigkeit ihrer Übersetzungen und Lektorate hoch geschätzt.

Wie viele Bücher sie übersetzt hat, ist nirgends verzeichnet, es müssen an die Hundert sein. Unter den Autoren finden sich George Sand, Jean-Paul Sartre, Julien Green, Erik Orsenna, Julia Kris-

teva, Jacques Le Goff. Ihr letzter Autor war Laurent Mauvignier, von ihm übersetzte sie für dtv *Mit leichtem Gepäck*, *Was ist ein Leben wert?* und *Die Wunde*. Am 12. Februar ist Annette gestorben, im Januar war sie achtzig geworden. Wir erfuhren mit großer Verspätung von ihrem Tod. Wir wussten, dass sie krebskrank war, aber sie klagte nicht über ihr Los und wollte niemandem zur Last fallen, irgendwann erreichte man sie nicht mehr am Telefon. Als hätte sie still und leise davongehen wollen – ganz Annette.

a Josef Winiger übersetzt seit 1980 Belletristik und Sachbuch aus dem Französischen und leitete zahlreiche Übersetzer-Werkstattgespräche.

Maria Csóllany (1932–2018)

Die 1932 in Tilburg (Niederlande) geborene Maria Csóllany ist am 24. April 2018 im Alter von 86 Jahren verstorben. Ihre Familie war 1943 aus den Niederlanden nach Ungarn geflüchtet; von dort floh Csóllany nach dem Aufstand 1956 nach Deutschland. „Mau“, wie sie von ihren Freunden genannt wurde, schrieb und übersetzte, meist aus dem Niederländischen und dem Ungarischen, u. a. Werke von Péter Nádas, Sándor Csoóri, Hella S. Haasse, Harry Mulisch, J. Bernlef, Etty Hillesum, Gerhard L. Durlacher, Breyten Breytenbach (aus dem Afrikaans) und Monika van Paemel (aus dem Flämischen). Besondere Beachtung fanden ihre Übertragungen der Lyrik von Judith Herzberg und Hugo Claus. Für ihr übersetzerisches Schaffen erhielt sie 1988 den Übersetzerpreis der Stadt Stuttgart, 1996 den Kulturpreis der Flämischen Gemeinschaft und 2001 den Preis der Stadt Münster für Internationale Poesie.

Unser Beileid gilt den Angehörigen und Freunden.

a VdÜ, geschrieben nach Informationen von Renate Birkenhauer.

Fritz Mierau (1934–2018)

Fritz Mierau, geboren 1934 in Breslau, wuchs in Döbeln auf und hatte sich nach dem Slawistik-Studium an der Humboldt-Universität in Berlin besonders um die Übersetzung von Autoren wie Anna Achmatowa, Alexander Blok, Wladimir Majakowski, Ossip Mandelstam und Sergej Tretjakow verdient gemacht, die nicht zu dem in der DDR propagierten Kanon der Sowjetliteratur gehörten.

Mehr als vier Jahrzehnte lang war er Mitarbeiter der Literaturzeitschrift *Sinn und Form*. Von 1969 bis 1980 arbeitete Mierau an der Akademie der Wissenschaften, viele seiner Vorhaben und Bemühungen wurden ihm jedoch aufgrund seiner „unangepassten“ Einstellung verwehrt; ab 1980 musste er sich als freier Übersetzer, Literaturhistoriker und Essayist durchschlagen. Er gab gemeinsam mit seiner Frau Sieglinde die 14-bändige Werkausgabe und eine Biografie von Franz Jung sowie die Werke von Pawel Florenski heraus, veröffentlichte u.a. *Kauderwelsch des Lebens. Prosa der russischen Moderne,* den *Almanach für Einzelgänger*, *Die Erweckung des Wortes. Essays der russischen Formalen Schule*, eine Biografie Sergej Jessenins und *Mein russisches Jahrhundert, Autobiographie*.

Für sein vielgestaltiges Schaffen wurde Mierau 1988 mit dem Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste der DDR, 1991 mit dem Literaturpreis zur deutsch-sowjetischen Verständigung, 1992 mit der Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung Weimar, 1996 mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung und 1999 mit dem Karl-Otten-Preis des Deutschen Literaturarchivs Marbach ausgezeichnet.

Fritz Mierau verstarb am 29. April 2018 in Berlin. Er wird fehlen. Unser herzliches Beileid seiner Familie.

a VdÜ

Christa Mitscha-Märheim (1932–2018)

Die österreichische Übersetzerin Christa Mitscha-Märheim ist am 28. Juli 2018 nach kurzer Krankheit im 86. Lebensjahr verstorben.

Sie wurde am 10. Oktober 1932 geboren und verbrachte ihr Studienjahr 1952/53 im Rahmen eines Fulbright-Stipendiums in den USA. Dieses Jahr zählte, wie sie gern berichtete, zu den schönsten ihres Lebens, und es hat wohl den Grundstein für ihre spätere Tätigkeit als Übersetzerin gelegt. Christa übersetzte zahlreiche Romane und Kinder- und Jugendliteratur aus dem Englischen und Amerikanischen, darunter so erfolgreiche AutorInnen wie Scott O'Dell, Stella Hershan oder Sarah Gainham, die meisten für die Wiener Verlage Molden und Ueberreuter.

Sie hat sich immer bemüht, Menschen den Zugang zur Literatur zu eröffnen und organisierte dazu u.a. Theaterfahrten für Jugendliche oder Seminare für Frauen. Mehrere Jahre war sie im Vorstand der IG Übersetzerinnen Übersetzer (damals noch: Übersetzergemeinschaft) aktiv und setzte sich bei uns besonders für die Jugendliteratur ein. In der „Kommission für Kinder- und Jugendliteratur“ war sie viele Jahre lang eine kompetente Vertreterin unserer Interessen. 2005 wurde sie für ihr Engagement mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet.

Christa Mitscha-Märheim Foto © Brigitte Rapp

Sie war eine elegante, zurückhaltende, aber sehr emanzipierte und lebensfrohe Frau, die uns mit ihrem feinen Humor, ihrer Offenheit und z.B. auch ihrer Kenntnis aktueller amerikanischer Jugend- und Umgangssprache regelmäßig verblüffen konnte. Sie hat ihre Positionen immer mit Freundlichkeit und Entschlossenheit vertreten und uns damit gezeigt, wie man Meinungsverschiedenheiten konstruktiv nützen kann. Noch im Alter hat Christa uns damit erstaunt, mit welcher Begeisterung sie neue Sprachen lernte. Sie beherrschte die Kunst, genau hinzuschauen und zuzuhören – und vor allem konnte man mit ihr herzlich lachen. Wir werden sie sehr vermissen.

a Brigitte Rapp, geboren 1932 in Wien. 1952/53 Fulbright-Stipendium in den USA. Staatsprüfung für Englisch. Literarische Übersetzerin aus dem Englischen, hauptsächlich von Belletristik und Kinder- und Jugendliteratur.

Das Allerletzte: Die PC-Schwatztruhe

Zizerlweise dem P-Zäh Beine unterm Dingsda machen

Wird die Kiste immer laaangsaamer? Dann wird es Zeit, die Festplatte zu defragmentieren. Das geht umso schneller, je mehr freier Speicherplatz noch vorhanden ist. Was passiert da? Jede Datei besteht aus einer Vielzahl von Datenblöcken. Sie werden beim Speichern in Paketen auf freie Segmente der Festplatte geschrieben – z.B. auf ein Fitzelchen Platz, das soeben frei wurde, weil Sie eine andere Datei gelöscht haben. Der Schreib-Lese-Kopf muss daher beim Dateiaufruf zwischen allen jenen Sektoren hin und her huschen, auf die Ihre Datei zerstückelt wurde, bis er ein Fragment nach dem anderen abgeliefert hat. („Zizerlweise" nennen das die Österreicher.) Bei der Defragmentierung werden - wie bei dem bekannten Schiebespiel, bei dem Zahlen in einem Kästchen in die richtige Reihenfolge geschoben werden müssen – Datenblöcke so lange rangiert, bis jede Datei in einem Stück auf der Festplatte steht. – So geht's: Auf der Taskleiste bei der Lupe (Windows 10) oder im Suchfeld (Windows 7) „Defragmentieren" eintippen. Alles andere ist selbsterklärend. Am besten über Nacht starten, denn der Vorgang dauert.

Datentransfer auf der Fliege

„On the fly" also und in der Grundversion kostenlos, gegen gutes Geld auch Premium- oder sonstwie zusatzbeglückend, bringen diese Dienstboten große Dateimengen von A nach B. Der Empfänger kann alles für ein paar Tage und auch wiederholt – z.B. auf mehrere Geräte – absaugen. Das Angebot ist vielfältig. Hier eine Auswahl:
TransferXL https://transferxl.com/de brilliert durch das automatische Verschlüsseln und Komprimieren beim Transport und das Entschlüsseln und Extrahieren beim Aufruf.
Bei WeTransfer https://wetransfer.com erst auf „Weiter zu Free" klicken, sonst landet man in der kostenpflichtigen Sektion. Nutzungsbedingungen akzeptieren, die Felder (Absender, Empfänger...) ausfüllen und mit dem blauen Plus bis zu 2GB übermitteln.
TransferNow https://www.transfernow.net/de/ offeriert kostenlos sogar bis zu 4GB und kostenpflichtig für angemeldete Nutzer bis zu 20GB. Die Dateien in den großen Kreis ziehen und die Felder ausfüllen – dieses Programm gestattet auch ein Passwort (das freilich beide Teile kennen müssen).
Bei WeSendIt http://wesendit.info/de/ muss man sich registrieren für ein Gratis-Maximum von 5GB, und es geht recht bunt und werbig zu auf der Startseite. Vorteil: Bis zu 15 Empfänger gleichzeig können angesprochen werden.
Streamfile https://www.streamfile.com/ erwartet zunächst eine Anmeldung, bietet auch nur maximal 300MB und löscht schon nach zwei Tagen. Ein solches Quickie kann man auch als Vorteil sehen.
Ge.tt http://ge.tt/ bewahrt die Transfersendung bis zu 30 Tage, zeigt die Dateien vor dem Versand zur Kontrolle und zeigt auch den Dateinamen des Pakets an. Diesen Link kann man jemanden schicken, ohne Ge.tt eine E-Mail-Adresse zu verraten.

Datentransfer in die Wolke

Das bietet schon ein bisschen mehr an Möglichkeiten: Man lädt die Daten in die virtuelle Wolke und kann nun solo oder gemeinsam mit anderen von überallher darauf zugreifen, bearbeiten und runterladen – oder tutti quanti schlicht als Sicherungsdatei ins Gewölk schicken. Wohlbekannte Dienste sind Google Drive (mit eigenem Text-/Bild-/Tabellenformat, aber kompatibel), Sky Drive (für Microsoft) und DropBox und iCloud (nicht nur für Apfelmenschen). Ihr Nachteil: sie schnüffeln dafür uns und unser Nutzerverhalten aus. Aber es gibt Alternativen, etwa DriveOnWeb https://www.driveonweb.de, ein professionelles Angebot mit einer Vielfalt von Nutzanwendungen. Arbeitsgemeinschaften sollten überlegen, ob sie sich 3-5€ pro Monat und Nutzer leisten wollen. Ein Dauerwölkchen bis zu 5GB gibt es auch hier gratis.

Brust für Lob, Buckel für Tadel, offene Hand für Tipps zeigt: Wolf Harranth via harranth@dokufunk.org

a Wolf Harranth kommt vom Hörfunk und vom Verlagswesen. Lektor, Autor, Übersetzer. Zuletzt dreißig Jahre im Brotberuf Medienjournalist. Leitet immer noch das Dokumentationsarchiv Funk in Wien.

IMPRESSUM

Übersetzen (ehemals *Der Übersetzer*) erscheint halbjährlich.
Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin

Bankverbindung: EthikBank Eisenberg, IBAN: DE86 8309 4495 0003 2091 56, BIC: GENODEF1ETK

Redaktion (verantwortlich):
Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Würdigungen, Reflexionen:
Sabine Baumann

Veranstaltungen, Berufskunde,
Über den Tellerrand:
Gesine Schröder, Bürknerstraße 20, 12047 Berlin

Rezensionen, Porträts:
Anke Burger, 7081 Rue Waverly #5, Montreal QC, H2S 3J1, Kanada

Website:
www.zeitschrift-uebersetzen.de

E-Mail Redaktion: redaktion@zsue.de

Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Mannheim

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: gründrucken Gießen

Das Layout der Zeitschrift wurde gefördert vom Deutschen Übersetzerfonds sowie von der A und A Kulturstiftung, Köln. Die Programmierung der Website wurde gefördert vom Deutschen Literaturfonds.

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss
Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar
Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli